



Die Tage nach dem Sturm fühlen sich in der Normandie irgendwie falsch an. Zu ruhig. Fast beängstigend ruhig. Dort, wo sonst Folien leise knistern und Apfelzweige im Wind schaukeln, liegt nun eine merkwürdige Starre über den Feldern. Als hätte jemand kurz die Pausentaste gedrückt – nur leider an der falschen Stelle.

Vor wenigen Tagen fegte Sturm Goretti über den Nordwesten Frankreichs. Ein Name, der harmlos klingt, beinahe elegant. Doch der Wind kannte keine Eleganz. Er riss, zerrte, bog und brach. Und am Ende ließ er Menschen zurück, die zwischen verbogenen Metallstreben und entwurzelten Bäumen standen und sich dieselbe Frage stellten: Wie soll man das wieder aufbauen?

Ein Gewächshaus, das flach auf dem Boden liegt, sieht aus wie ein gescheiterter Origami Versuch. Nur dass hier nichts Spielerisches mehr bleibt. Das sind Monate Arbeit. Jahre. Leben.

Wenn Zahlen plötzlich weh tun

Nahe **Caen** traf es besonders viele Gemüseanbaubetriebe. Tunnelgewächshäuser, oft in Eigenleistung errichtet, hatten den Böen nichts entgegenzusetzen. 170 Kilometer pro Stunde – eine Zahl, die man im Wetterbericht hört und schnell vergisst. Auf dem Feld vergisst man sie nie wieder.

Lisa Lebasnier, Bio-Gärtnerin, steht vor dem, was einmal ihr Gewächshaus war. Sechs der großen Metallbögen sind eingeknickt, die Plane zerrissen wie Papier. Sie spricht ruhig, fast nüchtern. Vielleicht, weil es sonst nicht geht. Vielleicht, weil Tränen hier nichts reparieren.

Gerade dieses Jahr lief es zum ersten Mal halbwegs rund. Ein kleines Gehalt. Etwa tausend Euro im Monat. Vier Euro pro Stunde, wenn man ehrlich rechnet. Kein Jammern, kein Selbstmitleid. Nur die stille Freude darüber, dass sich all die Mühe endlich ein bisschen auszahlt.

Und dann kommt eine Nacht wie diese.

Ein Satz bleibt hängen: Die Schäden entsprechen ungefähr dem, was sie sich in vier Jahren zurücklegen konnten. Vier Jahre – weg. Einfach so.

Da schluckt man.



Landwirtschaft auf Kante genäht

Viele der betroffenen Betriebe arbeiten am Limit. Nicht, weil sie schlecht wirtschaften, sondern weil kleinstrukturierte Landwirtschaft genau das bedeutet: improvisieren, sparen, selbst bauen. Versicherungen? Ein heikles Thema. Wer seine Gewächshäuser nicht von zertifizierten Firmen errichten lässt, bekommt oft keinen Schutz. Und wer die zertifizierte Variante wählt, zahlt Summen, die ein kleiner Betrieb kaum stemmen kann.

Also entscheidet man sich für das kleinere Risiko. Bis das größere Risiko über Nacht anklopft – oder besser gesagt: hereinbricht.

„Hätten wir alles professionell bauen lassen, gäbe es den Betrieb wahrscheinlich gar nicht“, hört man auf vielen Höfen. Ein Satz, der die ganze Zwickmühle auf den Punkt bringt. Sicherheit gegen Überleben. Was wählt man?

Kurzer Absatz.
Ein Atemzug.

Apfelbäume bekamen keine Gnade

Nicht nur Gemüsebaubetriebe traf es hart. In einem Obstgarten weiter westlich steht Aurore Pisonot zwischen umgestürzten Apfelbäumen. Eine cidrerie centenaire, ein Familienbetrieb mit Geschichte, Tradition und diesen knorrigen Stämmen, die sonst jede Jahreszeit stoisch überstehen.

In einer einzigen Nacht verloren sie sechzig Bäume.

Sechzig.

Ein Apfelbaum wächst nicht über Nacht nach. Er braucht Jahre, manchmal Jahrzehnte. Man pflanzt ihn nicht für sich selbst, sondern für die nächste Generation. Und dann kommt ein Sturm und entscheidet anders.

Hier geht es nicht nur um Ernteaufträge. Es geht um Zeit. Um Geduld. Um Zukunft.

Eineinhalb Hektar zerstörte Kulturen, Schäden im sechsstelligen Bereich. Zahlen, die nüchtern auf dem Papier stehen, aber im Alltag wie ein Mühlstein wirken.



Die Felder der Manche – ein Mosaik aus Schäden

Besonders betroffen ist das Département **Manche**. Über sechzig landwirtschaftliche Betriebe meldeten Schäden. Manche verloren Folientunnel, andere ganze Anbauflächen. Wieder andere beides.

Die Landwirtschaftskammer fährt von Parzelle zu Parzelle, notiert, fotografiert, hört zu. Es sind diese stillen Rundgänge, bei denen niemand so recht weiß, was er sagen soll. Man redet über Windrichtungen, über verankerte Pfosten, über das, was man hätte anders machen können. Und weiß doch, dass es manchmal schlicht keine Antwort gibt.

Serge Cantin, Gärtner, hofft auf die Anerkennung als Naturkatastrophe. Das ist oft der einzige Weg, staatliche Unterstützung zu erhalten. Anträge, Formulare, Gespräche mit der Gemeinde, mit der Präfektur. Papier gegen Verwüstung.

Hilft das wirklich? Vielleicht. Reicht es? Eher nicht.

Zwischen Trotz und Erschöpfung

Was auffällt, wenn man den Betroffenen zuhört: kaum Wut. Stattdessen Müdigkeit. Eine tiefe, ehrliche Erschöpfung. Viele sagen: „Wir machen weiter.“ Nicht, weil sie so unerschütterlich sind, sondern weil sie keine Alternative sehen.

Landwirtschaft ist kein Job, den man einfach kündigt. Sie ist Alltag, Identität, manchmal auch Sturheit. Wer einmal gesehen hat, wie aus einem Samenkorn etwas Essbares entsteht, gibt das nicht leichtfertig auf.

Und trotzdem schwebt da diese Frage im Raum – unausgesprochen, aber präsent: Wie oft hält man das noch aus?

Rhetorische Frage Nummer eins: Wie viele Stürme verträgt eine Existenz?

Der Klimawandel als stiller Mitspieler

Natürlich fällt das Wort Klimawandel an diesen Tagen häufig. Früher, sagen viele, gab es auch Stürme. Aber nicht in dieser Häufung, nicht mit dieser Intensität. Die Winter werden nasser, die Böen stärker, die Extreme alltäglicher.



Für große Agrarbetriebe bedeutet das höhere Kosten. Für kleine Höfe bedeutet es Existenzangst.

Manche überlegen, ihre Gewächshäuser anders zu verankern. Andere denken über neue Kulturen nach. Wieder andere zucken nur mit den Schultern. Anpassung klingt gut in Studien und Strategiepapieren. Auf dem Acker fühlt sie sich oft wie ein blindes Tasten an.

Und dann steht man wieder vor der simplen Frage: Investieren – oder aufgeben?

Solidarität auf dem Land

Es gibt auch andere Bilder. Nachbarn, die helfen, Folien einzusammeln. Freunde, die am Wochenende mit anpacken. Spendenaktionen, die langsam anlaufen. Die ländliche Solidarität funktioniert noch. Sie knirscht manchmal, aber sie trägt.

Jemand bringt Kaffee vorbei. Ein anderer leiht Werkzeug. Kleine Gesten, große Wirkung. In solchen Momenten merkt man, dass Landwirtschaft mehr ist als Produktion. Sie ist Gemeinschaft.

Ein kurzer Dialog, irgendwo zwischen zwei Feldern:

„Brauchst du Hilfe?“

„Ja.“

Mehr Worte braucht es nicht.

Versicherungen, Politik und die Realität dazwischen

In Paris diskutiert man derzeit über Hilfspakete, Sonderfonds und Anpassungsstrategien. Auf dem Land zählt jeder Tag. Jede Woche ohne Ernte verschiebt die gesamte Saison. Bei Gemüse bedeutet das: Lücken im Angebot, weniger Einnahmen auf den Märkten, enttäuschte Kundschaft.

Viele Konsumenten merken davon nur indirekt etwas. Ein leerer Stand. Höhere Preise. Ein fehlendes Produkt. Kaum jemand sieht den Sturm dahinter.

Rhetorische Frage Nummer zwei: Wer denkt beim Einkauf schon an den Wind der letzten Woche?



Die stille Hoffnung

Trotz allem bleibt Hoffnung. Sie klingt nicht laut, sie posiert nicht für Kameras. Sie steckt im erneuten Aufrichten eines Metallbogens. Im Pflanzen eines neuen Apfelbaums, obwohl man weiß, dass man seine volle Ernte vielleicht nie selbst erlebt.

„Man macht weiter“, sagen viele. Und man glaubt ihnen.

Nicht, weil alles gut ausgeht. Sondern weil Aufgeben keine Option ist.

Die Normandie zeigt sich in diesen Tagen von ihrer rauen Seite. Windgegerbt, nass, ehrlich. Genau wie die Menschen, die hier Gemüse ziehen und Obst ernten. Sie jammern nicht. Sie erzählen. Und wer zuhört, versteht schnell: Diese Geschichten gehen uns alle an.

Denn was auf dem Feld passiert, landet irgendwann auf unserem Teller – oder eben nicht.

Ein letzter kurzer Absatz.

Stille.

Dann Arbeit.

Ein Artikel von M. Legrand